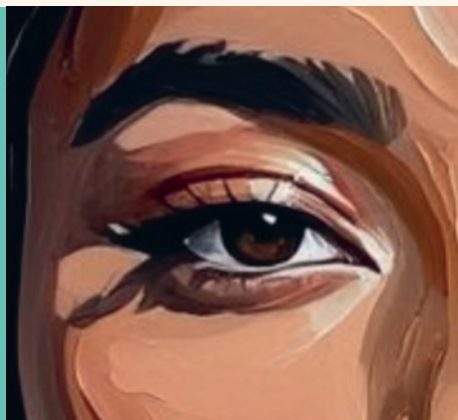


Leodora Darlington

THE



EXES

**Nichts ist gefährlicher als das,
was du vergessen wolltest**

Roman

Insel



Leodora Darlington

THE EXES

Roman

Aus dem Englischen
von Conny Lösch

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
The Exes bei Penguin Michael Joseph, London.

Erste Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

© Leodora Darlington, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Lübekke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Iryna Fedoliak, La Suze sur Sarthe

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64591-7

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

THE EXES

Für meine Mutter. Danke, dass du mir geholfen hast, mich in die Literatur zu verlieben. Ich weiß noch, wie viel Spaß wir hatten, als ich dir meine Bücher vorgelesen habe. Ich wünschte, dieses könnte ich dir auch vorlesen.

Jedenfalls die weniger skandalösen Stellen.

JETZT

Falschheit frisst einen langsam auf, aber das bekommt man nicht gesagt. Lange nachdem Stimmen erhoben und Türen geknallt wurden, nachdem Tränen flossen – falls es welche gab –, lässt sie sich zwischen deinen GUTEN Gefühlen nieder und nagt an deinen schönen Erinnerungen, deinem Vertrauen und deiner Intimität. So lange, bis du dich zersetzt, bis nichts mehr übrig ist von dir außer Paranoia und dem Gefühl, einen Fremden geliebt zu haben.

Paranoia und Einsamkeit sind es, an die ich mich klammere, während mein Mann nebenan im Zimmer hockt und heult. Ich überlege, ob ich an die Wand hämmern und ihn anbrüllen soll, leise zu sein. Noch vibrieren die Musik und das Gelächter der Party durch die Bodendielen zu uns herauf, aber ich befürchte, dass man ihn trotzdem hören wird. Ich wurde bereits genug gedemütigt; ich kann's nicht gebrauchen, dass unsere Gäste jetzt auch noch merken, wie sehr unsere Ehe im Arsch ist.

Ein hohler Schmerzensschrei hallt durch den Raum und meine Hände ballen sich zu Fäusten. Ich schließe die Augen, atme gleichmäßig. Ich weiß nicht, warum ausgerechnet er so

leidet, schließlich war er es auch, der unsere Beziehung zerstört hat. Früher wäre ich zu ihm gegangen, hätte mich an ihn geschmiegt, mich weich und geschmeidig gemacht. Wie ein Blütenblatt, das eine Wespe umfängt. Meine Mutter hat mich zwar so erzogen, aber ich bin es inzwischen leid, Frauen wie ihr dabei zuzusehen, wie sie Männern Splitter aus den Augen ziehen, ohne den Balken im eigenen zu bemerken. Der ihnen für gewöhnlich von einem Mann dort hineingerammt wurde ...

Unten hat jetzt jemand die Musik abgewürgt und »Dancing Queen« von ABBA aufgelegt. Ich merke, dass ich das Küchenmesser noch in der Hand halte, und ein stumpfer Schmerz pulsiert durch meinen Daumen. Ich presse ihn auf die stumpfe Seite der Klinge, an die Stelle, wo der Griff beginnt. Ich zwin-ge mich, das Messer loszulassen. Kurz scheint es, als könnte ich es nicht. Ich will es nicht. Aber dann fällt mir wieder ein, dass längst Blut an meinen Händen klebt, auch noch nach so vielen Jahren. Ich kann mich an meine Ausraster nicht mehr richtig erinnern. Verfolgt von Dunkelheit, schiebe ich das Messer unter das frische, kühle Kissen des Gästebetts.

Ich darf meinem glühenden Zorn nicht nachgeben. Nicht noch einmal.

Manchmal frage ich mich, ob wir uns zu einer anderen Zeit schon einmal begegnet sind, an einem anderen Ort, wo alles vielleicht ganz anders ausgegangen wäre. Ich glaube nicht, dass ein Happy End überhaupt jemals möglich war. So viel stand zwischen uns – so viel Geschichte, so viel Blut – irgendwie passt es ganz gut, dass alles so gelaufen ist.

Dennoch finde ich es schade. Ich habe dich wirklich geliebt. Glaube ich. Vielleicht.

Jedenfalls hätte ich dir fast alles gegeben, hättest du mich darum gebeten. Als es dann aber hart auf hart kam, wolltest du etwas, das ich dir nicht geben konnte.

Was ich getan habe, tut mir leid.

Mir tut leid, was du meinetwegen durchmachen musstest.

Nach allem, was war, denke ich jetzt, wir sind einer Meinung, dass das mit uns vorbei ist. Sooft wir uns auch uneins waren, in diesem Punkt würdest du mir wohl kaum widersprechen. Sooft wir uns auch uneins waren, du bist sicher mit mir einer Meinung, dass nur einer von uns beiden diese Ehe überleben kann.

DAMALS

Sehen, ohne gesehen zu werden, ist eine Kunst, die ich meisterhaft beherrsche, aber an diesem Nachmittag hoffe ich irgendwie doch, dass ich erwischt werde. Dass ich gesehen werde. Es ist Heiligabend, der späte Nachmittag eines erstaunlich sonnigen Tages. Ich sitze in einer Ost-Londoner Gastro-Kneipe, tue so, als würde ich an meinem ramponierten Laptop arbeiten, während ich gleichzeitig fast wie gelähmt bin von dem Wunsch, bemerkt zu werden, und der jämmerlichen Angst davor. Er sitzt mehrere Tische von mir entfernt, ein verheerend attraktives Lächeln im Gesicht, und lauscht den Ausführungen des dunkelhaarigen Mannes neben sich. Ich starre auf die Schultern der beiden, dicht an dicht nebeneinander, und stelle mir vor, wie es wäre, dürfte ich meine eigene Schulter an seine lehnen. Male mir aus, wie sich der viel zu üppig mit Lametta behangene Baum hinter ihm in unserem gemeinsamen Zuhause machen würde. Wobei es zu diesem Zeitpunkt meines Leben wahrscheinlich einem Wunder gleichkäme, wäre ich an Weihnachten nicht einsam.

Hin und wieder, wenn Bewegung in die abakusartig aufgereihten Köpfe zwischen uns kommt, verliere ich ihn aus den

Augen, ansonsten aber genügt mir vorerst, was ich sehe. Wie auf ein Stichwort, als wollten sie verhindern, dass ich mich an ihm sattsehe, rutscht der Tisch der Mittzwanziger mir gegenüber ein Stück zur Seite, um Platz für eine weitere Freundin auf der Bank zu schaffen, und versperrt mir damit die Sicht auf den Mann, dessentwegen ich hier bin. Sie schießen Fotos und quietschen, ihre Blicke funkeln, sie reißen die Münder weit auf. Wahrscheinlich wäre ich ähnlich heiter gestimmt, hätte ich ebenfalls anderthalb Flaschen Prosecco intus.

Einen kurzen Moment lang schweben meine kurzen Finger über der Tastatur, der Speed-Typing-Test auf meinem Bildschirm zählt die Zeit herunter. Es kostet mich Mühe, keine wertvollen Sekunden damit zu verlieren, dass ich die jungen Frauen enttäuscht anstiere. Ich kann es mir nicht leisten, so viel Geld wie sie für mein Aussehen auszugeben, um auszusehen wie sie. Eigentlich kann ich es mir nicht einmal leisten, hier zu sitzen und einen Flat White mit Hafermilch nach dem anderen für jeweils knapp vier Pfund zu trinken, aber ich wusste, dass er hier sein würde. Darf man sich nicht auch einmal etwas gönnen?

Ich will mir ausmalen, wie mein Leben aussehen würde, wäre er mein Mann. Oder sagen wir nicht »ausmalen« – dafür fehlt mir die nötige Kreativität, das war immer schon so –, aber ich versetze mich in bestimmte Situationen, die ich beobachtet habe. Das glückliche Paar nebenan mit dem Kinderwagen für sechstausend Pfund (ich habe die Marke gegoogelt). Die total verliebten Frischverheirateten aus der jüngsten Staffel meiner Lieblings-Reality-Doku. Mit dem Skalpell meiner begrenzten Vorstellungskraft schneide ich die junge Frau aus dem Bild und setze stattdessen mich hinein. Dabei sehe ich, wie glücklich ich mit ihm wäre. Endlich abgesichert.

»Darf's noch etwas sein?«, fragt eine Stimme hinter mir. Ich zucke erschrocken zusammen. Die unglaublich freundlichen Mitarbeitenden hier haben die Angewohnheit, sich unglaublich leise anzuschleichen.

Ich spähe durch die Masse an Körpern, um herauszufinden, ob er mich gesehen hat. Wenn er merkt, dass ich hier bin, wird er wissen wollen, warum. Ich bin unsicher, ob mein dürftiger Vorwand wirklich überzeugend genug wirkt.

»Äh, ja. Ich nehme noch einen Hafer Flat White, bitte.«

»Gerne! Kommt sofort.«

Koffeingetriggerte Angst treibt meinen Herzschlag in die Höhe. Ich kann nicht ermitteln, ob mein Mann in meine Richtung geguckt hat. Es scheint sich eine Öffnung in dem Meer aus Köpfen aufzutun, die aber rasch von einem Paar gefüllt wird, das ein paar Bänke von mir entfernt Platz nimmt. Mein Blick bleibt daran hängen, wie der Mann den Ellbogen der Frau stützt, ihr sanft auf den Platz hilft, und sie sich dabei mit der Hand an ihren, wie ich jetzt erkenne, prallen runden Bauch fasst. Ich freue mich für sie. Und erschrecke zutiefst über die Vehemenz des Verlangens, das mich durchzuckt. Unwillkürlich wandert meine Hand an meinen flachen Bauch.

Ich komme zu dem Schluss, dass er mich auf keinen Fall sehen kann, wenn ich ihn nicht sehe, wobei mir durchaus bewusst ist, dass ich damit möglicherweise einer Kleinkind-Logik aufsitze. Aber ehrlich gesagt bin ich gar nicht sicher, ob James mich überhaupt schon mal richtig wahrgenommen hat. Zum ersten Mal bin ich ihm vor einem Jahr begegnet, als er mich durch das Büro geführt hat. Ich sage »Büro«, aber eigentlich war es nur ein winziger Raum in einem Co-Working-Space. Seine Firma, die er gemeinsam mit seinem Bruder Will führt, steckte damals noch in den Kinderschuhen, ist seither aber ra-

pide gewachsen, immer mehr Mitarbeitende kamen dazu und irgendwann war der organisatorische Aufwand so groß, dass ihn die beiden nicht mehr allein bewältigen konnten. Das Unternehmen, East London Chill, stellt mit CBD angereichertes Bio-Lager her. Und ist damit rasant erfolgreich. Ich war die dreizehnte Angestellte, die zur Firma stieß, und betrachte dies gerne als glückliche Fügung, auch wenn ich, trotz meiner Un-erfahrenheit, neben meinen Aufgaben als Büroleiterin auch für sämtliche Personalfragen verantwortlich war. Inzwischen sind wir dreißig Personen im Büro und ich bin immer noch allein für Human Resources zuständig.

Zum Glück ist James ein guter Chef. Er arbeitet hart, ist fair und freundlich. Er hatte es nicht immer leicht, seinen Bruder Will auf Kurs zu halten (wobei Will irgendwann sowieso die Mitarbeiterinnen ausgegangen wären, mit denen er noch hätte schlafen können). Sein unerschütterliches Gespür für das Gute ist genau das, was mich so sehr zu ihm hinzieht, und der Grund, warum ich niemals eine Chance bei ihm haben werde. Außerdem natürlich seine Grübchen, die entstehen, wenn er sich ein Lachen verkneift. Und die Mühe, die er auf kleinste Details verwendet, darauf, wie und warum etwas funktioniert, und selbst der alltäglichste Vorgang interessant erscheint. Die Un-gezwungenheit, mit der ihm Lob über die Lippen kommt – so leicht, aber doch stets ernst gemeint –, ich könnte darin baden. Seine Leidenschaft. Sein Drive. Seine Sortiertheit.

James zu mögen ist schön. Wenn ich etwas durch meine Therapie-Sitzungen, die ich mir eigentlich gar nicht leisten kann, gelernt habe, dann, dass ich mich immer wieder zu den falschen Männern hingezogen fühle. Wie eine Motte ans Licht. Und auch über meine Schwester habe ich einiges erfahren.

Ich denke nicht gerne daran. Wenn ich es tue, möchte ich aus der Haut fahren, sie abstreifen und mich darunter verstecken.

Es tut weh.

Und ich habe es verdient.

Auch wenn sich mein Männergeschmack allmählich verbessert, habe ich doch noch viel an mir zu arbeiten. Zu viel, als dass ich mir erlauben dürfte, einer neuen Person nahezukommen. Solange ich James aus der Ferne betrachte, solange ich mir nicht mehr als Tagträume erlaube, sind wir beide sicher.

Erneut kommt Bewegung in das Menschenmeer zwischen uns, die Massen teilen sich und ich habe ihn wieder. Er trägt einen augenscheinlich kuschelweichen Pullover zur Jeans. Will, wie üblich im eleganten Anzug, sitzt neben ihm. Sie waren immer schon Yin und Yang. Will ist als lauter impulsiver Draufgänger der Gegenentwurf zu seinem beruhigend ausgeglichenen jüngeren Bruder. Auch optisch stehen Wills dunkle Haare und blaue Augen im Kontrast zu James' sandfarbenem Haar und braunen Augen. Die beiden Brüder scheinen in jeder erdenklichen Hinsicht gegensätzlich zu sein, vom Klang ihrer Stimmen einmal abgesehen. Manchmal frage ich mich, wie lange es noch dauert, bis das Pulverfass zwischen ihnen explodiert und das ganze Unternehmen in Schutt und Asche legt.

»Ein Hafer-Flat!«

Ich hole vor Schreck mit der Hand aus und stoße dabei das Glas Wasser vor mir um. Auf meinen Laptop.

»Scheiße!«

Eigentlich rechne ich mit einem dramatischen Knacken, Knistern und Ploppen oder wenigstens einem sanften Zischen. Stattdessen aber flackert der Bildschirm nur leise und stirbt einen stillen Tod. Ich schimpfe über meine hoffnungslose Un-

geschicklichkeit, drehe den Laptop um und schüttele ihn. Die Kellnerin hinter mir bringt wenig hilfreich, aber panisch ihre Betroffenheit zum Ausdruck.

»Oh Gott. Tut mir so leid. Alles okay?«

Ich gebe mir die größte Mühe, die unrettbare Situation zu retten, entwässere den Laptop so gut es geht und stelle ihn zum Abtropfen auf den Kopf. Die verfügbaren Ersatz-Laptops im Büro sind allesamt noch älter und kaputter als dieser. Will hat sie zwar für zwecktauglich erklärt, arbeitet aber nicht genug mit ihnen, um das überhaupt beurteilen zu können.

»Ein paar Servietten wären super«, sage ich.

Sie klatscht entschlossen und zustimmend in die Hände.
»Selbstverständlich.«

Als ich von dem Malheur aufblicke, erstarre ich. Ich habe die beiden Brüder nur ganz kurz aus den Augen gelassen und merke jetzt, dass sie verschwunden sind.

Panik rammt ihre Klauen in meinen Kiefer und presst ihn zusammen. Ich versuche den Kopf ruhig zu halten, während meine Blicke kreuz und quer durch den Saal jagen. Ich bemühe mich, mir nicht allzu offensichtlich anmerken zu lassen, dass ich etwas suche. Sollten sie mich umgekehrt inzwischen entdeckt haben und ihrerseits beobachten, sollen sie nicht mitbekommen, dass ich sie beobachte. Ich behalte die Nerven, kann aber nicht mehr tun als ...

»Natalie.«

Ich reiße den Kopf herum. James steht hinter mir, Lachfältchen in den Augenwinkeln, und strahlt mich an, als wäre sein Tag, jetzt, da er mich hier entdeckt hat, endlich gerettet. Er hat stapelweise weiße Servietten vom Tresen geholt.

»Oh Gott, James!« Ich bin gut darin, überrascht zu tun. Überhaupt bin ich gut darin, so zu tun, als ob. Tatsächlich ist

mir natürlich bekannt, dass James ständig mit seinem Laptop zum Arbeiten hierherkommt, und ich wusste, dass er sich heute hier mit Will treffen wollte.

»Ich habe das Theater bis da drüben gehört und gedacht, ich nehme der Kellnerin schnell einen Weg ab.«

»Äh, danke.« Ich befehle meinem Körper sich zu entspannen.

»Hier, lass mich das machen.«

Er wischt jetzt den Tisch, erlaubt mir, ihm eine Handvoll Servietten abzunehmen und an meinem ruinierten technischen Gerät herumzutupfen.

»Tut mir leid wegen des Laptops.«

Ich zucke mit den Schultern. »War sowieso scheiße.«

»Dein Chef sollte dir dringend mal einen neuen besorgen«, sagt er und lächelt vielsagend. »Sitzt da jemand?« Er zeigt auf den Platz mir gegenüber. Ich schüttele den Kopf, versuche meine wachsende Aufregung niederzuringen. »Hätte dich hier gar nicht erwartet.« Er beugt sich über den Tisch und schiebt sich auf die Bank. Ich gebe mir Mühe, nicht auf die angespannten Muskeln an seiner Stirn zu starren. James gestikuliert in Richtung des Laptops, den ich immer noch kopfüber abtropfen lasse. »Sag bitte, dass du nicht an Heiligabend arbeitest. Mir bleibt ja leider keine Wahl, aber wenn Will dich gebeten hat ...«

»Nein.« Ich beteuere mit hoherhobenen Händen meine Aufrichtigkeit. »Nein, ich schwöre, das war keine Arbeit.« Nicht das leiseste Misstrauen in seinem Blick. Er hat mich nicht hier auf ihn lauern sehen. »Ist Will denn auch hier?«

Er schüttelt den Kopf und mir ist peinlich, wie sehr sich meine Aufregung dadurch steigert. »Nein, er ist schon weg, er wollte noch ein paar Freunde treffen, aber ich konnte nicht

gehen, ohne dir Hallo zu sagen und dir mit deinem Laptop zu helfen.« Er legt den Kopf schief. »Ich bin oft hier. Wie kommt's, dass wir uns noch nie begegnet sind?«

Mein Magen verkrampft. »Meistens sitze ich lieber in einem Café bei mir in der Nähe, aber das hat heute geschlossen. Da ist mir eingefallen, dass du mir dieses empfohlen hast, aber ich hätte nie gedacht, dass ich dich ausgerechnet heute hier treffe.« Gelogen.

James guckt mich an. Mir ist unklar, ob es ein wissender oder ein neugieriger Blick ist. »Was ist ...«

»Egal, vergiss es, ich kann nicht fassen, dass du an Heiligabend arbeitest.«

Er lacht, ein Lachen aus tiefster Brust, das uns beide mit sanfter Wärme umhüllt. Sollte er vorgehabt haben, mich auszufragen, scheint sein Plan bereits wieder vergessen.

»Stimmt schon. Aber das ist der Preis, den man als Chef zu zahlen hat.«

Die Kellnerin erscheint erneut auf der Bildfläche, stellt meinen Kaffee vor mir ab. Ich bedanke mich, wende den Blick aber nicht von James und versuche einzuschätzen, ob er mich durchschaut. Ob er den Schwindel und die Verzweiflung wittert. »Bitte lass dich nicht von mir aufhalten, wenn du weitermachen willst.«

Mir bleiben die verstohlenen Blicke zu seinem MacBook, das aus seinem Rucksack lugt, nicht verborgen. Auch nicht die Müdigkeit, die über sein Gesicht huscht. Will darf Mr. Charisma spielen, ist sofort dabei, wenn es um eine Bier-Verkostung mit einem potenziellen neuen Vertragspartner geht, er verbringt seine Nachmittage meist lachend und gefällig plaudernd beim Bier. James ist dagegen derjenige, der darauf achtet, dass die Buchführung stimmt, die Bestellungen rechtzeitig